

(Nachdruck verboten.)

23]

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Drei Tage später traf auch Nessel in Senten ein zur größten Freude Rosa's, die sich zu Tode langweilte, da ihr Papa die reizende Frau Lucie ganz mit Beschlag belegt hatte.

Dr. Nessel fühlte sich in Rosa's Gesellschaft ganz wohl. Hedwig ging ihm mit verletzender Absichtlichkeit aus dem Wege, während ihre Schwester die Unterhaltung mit dem zynischen, spöttelnden Verstandesmenschen mit Vorliebe aufsuchte. Sie konnte sich den ganzen Tag mit diesem wügelnden Gesellen herumstreiten, der sie anscheinend nie für voll ansah, sie stets als unreifen Nachfisch behandelte, dessen nüchterne, kalte Denkweise ihr aber so lebhaft zusagte.

In Wahrheit verfolgte Nessel mit heimlicher Bewunderung die Entwicklung Rosa's. Ihre übermüthige Art, ihn zu necken, ihn fühlen zu lassen, daß er im Grunde doch nichts sei, als ein Vasall ihres Hauses, verletzte diesen eiteln Streber tiefer, als er sich merken ließ.

Inzwischen diente er, wie Jakob um die Rachel, um Hedwig Tefmer. Ein unerwarteter Umstand hatte die offizielle Verlobung aufgehoben. Tefmer hatte sich im letzten Augenblick daran gestoßen, daß Nessel katholisch war. Als dieser Umstand zur Sprache kam, erklärte er rüdweg: „Sie haben mein Wort, Herr Doktor; Hedwig wird Ihre Frau, aber Sie müssen evangelisch werden!“ Und Nessel wurde evangelisch. In Berlin wurde seine Bekehrung besorgt; ohne Aufsehen sollte er im nächsten Jahre zum neuen Glauben übertreten.

Dr. Thal, der während der Fabrikkampagne bis spät abends zu thun hatte, kam nur einige Male, und dann meist auf ein kurzes Stündchen herüber, um seine Frau abzuholen. Pastor Kleinschmidt und Frau verbrachten dagegen ihre sämtlichen Nachmittage und Abende in Tefmer's Hause.

Während der Wintersturm über die Ebene raste und reichlicher Schneefall die Felder, Dörfer und Hütten feierlich bedeckte, die Ribenwagen sich mühsam durch den Schnee kämpften, die Tagelöhner und Grubenleute bis an die Kniee durch die eisige Masse wateten und fröstelnd am Eingange der Fabrik und der Schächte warteten, das summende Geräusch der Maschinen und das Nechzen des abströmenden Dampfes eintönig durch die Stille des Winterabends klang, entwickelte sich in dem behaglich durchwärmten Wohnzimmer der Tefmer'schen Villa beim Licht einer einzigen, grünbeschrümmten Lampe ein äußerlich überaus friedlich scheinendes Bild bürgerlichen Familienlebens. Die Männer politisirten, spielten, rauchten und tranken; die Frauen schwatzten, lachten oder langweilten sich.

Und doch war diese Ruhe nur eine scheinbare. Alle Augenblicke zuckte die Erregung leidenschaftlicher Hoffnungen und Wünsche durch das trauliche Weisamensein in der Sophaecke und am Kamin. Das Rauschen der großen Welt mit seiner berückenden Melodie von Ruhm und Ehre, Genuß und Land, es wiederholte sich hundertfach in übermüthigen Reden, spöttischen Bemerkungen, in leidenschaftlichen Blicken und verstohlenen Koketterien. —

Auch in Dörfler's abgelegenen Häuschen „am gestohlenen Wege“ waren während der Weihnachtswoche allabendlich vier Menschen um die traulich brennende Lampe versammelt, während der Alte, behaglich im Lehnstuhl ausgestreckt, in der Nähe des Ofens seine Pfeife rauchte.

Frau Dörfler, zwei ihrer Enkelinnen, Kinder einer in Wiesenau verheiratheten Tochter, und die wieder ganz genesene Kathinka rissen Federn, eine Beschäftigung, bei der man sich stets leise unterhielt, um die weißen Flocken nicht allzusehr aufzustöbern. Zu lebhafterem Geplauder waren die Alte und Kathinka aber auch sonst nicht gestimmt gewesen. Wilhelm's Schicksal bildete ihr ausschließliches Gesprächsthema, und dieses wurde immer schmerzlicher, je mehr die Hoffnung schwand, ihn bald wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Trotzdem der alte Dörfler einen tüchtigen Vertheidiger für seinen Sohn angenommen hatte und keine Kosten scheute, um dessen Freilassung zu erwirken, wurde das gewünschte Resultat nicht erzielt. Wilhelm Dörfler blieb in Haft. Sein Vertheidiger hatte indessen so viel durchgesetzt, daß eine große

Anzahl neuer Vernehmungen stattfanden, die die Anklage entkräften sollten.

Am Weihnachtsabend war die Stimmung in diesem kleinen Kreise eine besonders gedrückte. Die Alte und Kathinka weinten unausgesetzt. Die beiden Mädchen, die es sich trotz alledem nicht hatten nehmen lassen, ein kleines Bäumchen auszuschnüden, saßen niedergeschlagen und leise flüsternd in einem Winkel. Der Alte rauchte, richtete von Zeit zu Zeit ein paar Worte des Trostes an die Weinenden und schaute unverwandt durch das kleine Fenster, in dessen engem Rahmen ein Stückchen der beschneiten Straße zu sehen war.

Ein langes, banges Schweigen oder lautes Schluchzen folgte jedem neuen gepreßten Anrufe der Alten: „Was wird unser Wilhelm heut wohl machen! Wenn nur mein guter Junge heut bei uns wäre!“

Um der gedrückten Stimmung, die auch ihn erfaßte, ein Ende zu machen, hieß der Alte die Mädchen die Lichte des Weihnachtsbäumchens anzünden. Auch einige kleine Geschenke wurden hervorgeholt; Freude und Fröhlichkeit blieben indessen aus. Der brennende Baum schien die Alte und Kathinka erst recht traurig zu stimmen, und als die Kinder mit hellen Stimmen, begleitet von dem scharflichen Paß des alten Dörfler, „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ anstimmten, ertönte von neuem ihr lautes Schluchzen.

Eben war die letzte Strophe des wehmüthigen Liedes verklungen, als Dörfler, dessen Blicke unausgesetzt auf dem Fenster ruhten, zusammenfuhr, als wäre er aus einem Traume aufgewacht. Er hatte deutlich einen Schatten, den Schatten eines Mannes, vorüberhuschen gesehen, und ehe er noch ein Wort über seine Lippen bringen konnte, tönte ein lautes Pochen draußen an der Hofthür.

„Es klopft, Vater! Wer kann das sein?“ wandte sich die Alte an Dörfler.

Alle lauschten. „Vielleicht ist's Wilhelm!“ schrie Kathinka. Im Nu war die Alte draußen. Durch die offene Thür hörte man laut den Riegel zurückschieben, einen freudigen Aufschrei und den tiefen, fröhlichen Ton einer Männerstimme.

Dörfler und Kathinka zuckten beim Klange dieser Stimme zusammen. Mit einem schluchzenden Freudenschrei rannte die letztere nach der Thür, auf deren Schwelle in demselben Augenblick Wilhelm Dörfler, die halb ohnmächtige Mutter in den Armen haltend, erschien.

„Guten Abend, Vater! Guten Abend, Frau! Guten Abend, Kinder!“ rief Dörfler. „Das treffe ich ja schön,“ fügte er, auf den Weihnachtsbaum deutend, hinzu.

Dann folgte ein Jubeln, ein Weinen und Lachen, ein Fragen und Antworten, ein Umarmen und Liebkosen, wie es so lebendig und aufrichtig nur in den Augenblicken unerwarteter Freude hervordringen kann.

Erst als Wilhelm, einen Arm um seine Frau geschlungen, am Tische saß, während die Alte eine Tasse Kaffee und einen Teller mit Feiertagskuchen vor ihn hinstellte, folgten sich Frage und Antwort in ruhiger Reihe.

Wilhelm erzählte, daß er heute Nachmittag plötzlich entlassen worden sei, nachdem sich, wie man ihm erklärt hatte, herausgestellt habe, daß die Anklage vollkommen unbegründet wäre. Sein Vertheidiger hatte ihn noch eine Stunde lang bei sich behalten; dann habe er den Abendzug benutzt und hier sei er!

Er lachte so vergnügt wie ehemals; seine hellen, blauen Augen schweiften munter von einem zum anderen, und mit der freien Hand strich er sich ein paar Mal lebhaft seinen langen, blüden Schnurrbart. Wenn nicht seine blasse Gesichtsfarbe gewesen wäre, hätte man glauben können, er wäre eben von der Arbeit heimgekehrt.

„Ich mußte ja, daß es so kommen mußte; aber verteuert lange hat es gedauert, und die Einsamkeit macht einen krank! Aber dieser Schuft von Tefmer soll es mir büßen!“

Mit Wilhelm's Gesichtszügen war eine plötzliche Veränderung vor sich gegangen. Die Stirn durchsuchte eine tiefe Falte; seine Augen blitzten, und finstern starrte er einige Sekunden ins Leere, während seine Faust sich ballte.

„Woher weißt Du, daß Tefmer der Angeber ist?“ warf der alte Dörfler erschreckt dazwischen. „Hast Du Beweise, Wilhelm?“

„Beweise, Vater? Brauche ich Beweise? Glaubst Du etwa, daß er es nicht gewesen ist?“

Der Alte schwieg verwirrt.

„Verlaß Dich darauf, ich rechne mit ihm ab, Vater!“ fuhr Wilhelm fort. „Ich schwöre . . .“

„Schwöre nicht, Junge,“ fiel ihm der Alte ins Wort, „sondern sei vernünftig, Wilhelm! — Gibe thut nie gut.“

„So!“ versetzte Wilhelm gereizt. „Also ich soll die Schande ruhig einstecken? Ueber ein Vierteljahr habe ich im Gefängniß zugebracht, um nichts und wieder nichts, nur weil es diesem Kerl gefiel, mir eins auszuwischen. Und nun, wo ich wieder frei bin, sage ich „danke schön, allergnädigster Herr, daß ich nicht an den Galgen gekommen bin!“ Wenn er vorbeigeht, ziehe ich demüthig meine Mütze und lasse mich höhnisch angrinsen, als ob er sagen wollte: „Na Bursche, Dir wird das lose Maul wohl gestopft sein?“ Nein, Vater, eher will ich wieder ins Zuchthaus zurück! Lieber will ich meinen Kopf . . .“

„Versündige Dich nicht, Junge!“ schrie der Alte. „Gewiß, Dir ist unrecht geschehen, und wenn einer drüber empört ist, bin ich's. Aber was meinst Du, wie viel ich in meinem Leben habe erdulden müssen durch den Uebermuth der großen Herren und ihrer Beamten? Wenn ich auch jedesmal hätte daran denken wollen, ihnen den Schädel einzuschlagen oder das Genick zu brechen? Und wenn das jeder, dem Unrecht geschieht, thun wollte, was würde da werden? Nein, für uns arme Leute giebt's nur eins: geduldig unsere Last tragen und die Rache für unrecht erlittenes Leid dem ewigen Richter zu überlassen. Also, sei vernünftig, Wilhelm!“

„Natürlich, wir armen Teufel sollen vernünftig sein! Warum ist's der Teufel nicht? Warum soll er's nicht sein? Er hat mir schweres Unrecht gethan. Frage ihn, ob er nur so vernünftig ist, es mir abzubitten; nichts weiter. Ich sage Dir, Vater, zum Hause läßt er Dich hinauswerfen! Geh' mir mit Deiner Sorte Vernunft! So lange die Welt steht, haben die Armen, die Schwachen, die Hilflosen diese Vernunft gezeigt und was ist daraus geworden? Noch behandelt man uns so wie vor hundert und aber hundert Jahren, und so lange wir demüthig unseren Nacken bengen und für jeden Fußtritt bescheiden „danke schön“ sagen, wird's auch so bleiben! Nein, Vater, das ist nicht der Weg, uns Achtung zu verschaffen! Wir sind keine Bettler, die um eine anständige Behandlung winseln müssen; wir haben das Recht, sie zu verlangen! Nur wenn wir entschlossen und trotzig darauf pochen, wird man sie uns geben, sonst nie und nimmer! Und wenn ein solcher Kerl, wie Teufel, der das Glück von Unzähligen mit Füßen getreten hat, mir auch noch meine Ehre antastet, dann . . .“

„Und dann, was hast Du davon?“ fiel ihm der Alte hastig ins Wort.

„Was ich davon habe? Was ich davon habe?“ stotterte Wilhelm. „Gerächt habe ich mich, Vater! Gerächt!“

„So, und hast Du dann Deine Ehre wieder?“ Unsinn, Wilhelm, erst recht nicht; denn ins Zuchthaus kommst Du, unterm Scharfrichter seine Art kommst Du, und Deine Frau und, wenn Du Kinder hättest, auch diese laufen ihr Lebtag mit ewiger Schande herum. Ueberleg's Dir doch mal recht, Wilhelm. Du bist ja sonst kein dummer Kerl. Was hättest Du davon, wenn Du diesen Teufel zu Boden schlägst? Ein gottloser Mensch ist weniger auf der Welt, das gebe ich zu. Aber ist Dir dieser Kerl so viel werth, daß Du für ihn Dein Lebelang in's Zuchthaus gehst, vielleicht Dein eigenes Leben für ihn geben mußt? Und dann, Wilhelm, Du hast eine Frau, eine alte Mutter und einen alten Vater, die Dich doch so gern haben! Und auch die könntest Du alle unglücklich machen, nur um diesem gottlosen Manne heimzuzahlen, was er an Dir und anderen verbrochen? Wilhelm, dazu hast Du gar kein Recht. Er wird seiner Strafe nicht entgehen!“

Wilhelm kämpfte ersichtlich mit der Nöhrung. Rathinka hatte sich zärtlich an ihn geschmiegt; Thränen ließen über ihr hübsches, abgehärtetes Gesicht. Die Alte schluchzte von neuem, und auch der Vater wischte sich mit der Linken die Augen, während er die Rechte seinem Sohne über den Tisch reichte.

„Wir haben Dich doch alle so lieb, Junge! Wir sind alle so froh und glücklich, daß Du wieder bei uns bist! Drum laß die bösen Gedanken, denn die Rache ist mein, spricht der Herr!“ —

Nach einigem Zögern schlug Wilhelm fest in die dar- gebotene Hand.

„Gut, Vater! Ich will vernünftig sein, wie es Millionen armer Teufel vor mir gewesen sind und wohl auch noch nach mir sein werden. Um Guckewillen, weil Ihr mich so gern habt, weil auch ich Euch so gern habe . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Rundschau.

(Moderne Riesensfernrohre; Entdeckung und Beobachtung des fünften Jupitermondes; die Bahn dieses Mondes und die Abplattung des Jupiter; ihre Wichtigkeit für die Berechnung seiner Anziehungskraft.)

Der Nutzen, den die Riesensfernrohre für die Beobachtung des Himmels darbieten, ist des öfteren besprochen worden. In der That wächst mit der Größe der Linse auch ihre Dicke, und wenn durch die vergrößerte Oberfläche mehr Licht gesammelt werden kann, so wird zufolge der vermehrten Dicke auch mehr Licht vom Glase absorbiert oder verschluckt, so daß es fraglich erscheint, ob der Vortheil der größeren Oberfläche durch die vermehrte Dicke nicht wieder verloren geht. Als das Riesensfernrohr in Treptow geplant wurde, beabsichtigte man, ihm eine bisher unerreichte Linse von 110 Zentimeter Durchmesser zu geben; der Plan scheiterte nicht am fachmännischen Widerspruch, der allerdings sehr lebhaft war, sondern am Geldmangel, so daß schließlich nur eine Linse von 70 Zentimeter Oeffnung zur Ausführung kam, eine Größe, wie sie das Objectiv des neuen Rohres in Potsdam erhalten soll, und wie sie das große Rohr der Wiener Sternwarte, sowie derjenigen von Paris, Nizza und Pulkowa haben. Die Bedeutung des Treptower Rohres soll allerdings auch nicht in der Größe der Objectivlinse liegen, sondern in der eigenartigen Konstruktion, die, falls sie sich bewährt, wohl geeignet ist, im Bau großer Fernrohre einen Umbruch hervorzurufen.

Während man in Europa vielfach meinte, mit den großen Fernrohren von Paris, Nizza, Pulkowa an der Grenze der Leistungsfähigkeit angekommen zu sein, ging man in Amerika unbedeutlich über diese Grenze hinaus. Das große Fernrohr der Vicks-Sternwarte bei San Francisco erhielt ein Objectiv von 90 Zentimeter Oeffnung, und das Yerkes-Teleskop bei Chicago gar 104 Zentimeter Oeffnung. In Europa verhielt man sich diesen Riesensfernrohren gegenüber vielfach skeptisch und meinte, ihr Nutzen könne nicht den aufgewendeten enormen Kosten entsprechen. Es ist auch eine unbestrittene Thatsache, daß das Detail der Planetenoberflächen von manchen Beobachtern mit verhältnißmäßig kleinen Fernrohren unter günstigen Verhältnissen viel besser erkannt und gezeichnet worden ist, als dies anderwärts mittels Riesensfernrohren der Fall war; so ist namentlich die Manora-Sternwarte auf der Insel Lussin bei Triest zu erwähnen, wo Herr Bremner mit einem Fernrohr von nur 20 Zentimeter Oeffnung ganz vorzügliche Planetenbeobachtungen erhalten hat. Aber es wäre nicht richtig, wenn man deshalb die Riesensfernrohre für überflüssig erklären und verworfen wollte. Für gewisse Leistungen reichen eben kleinere Fernrohre nicht aus und da muß man unbedingt zu den Riesen seine Zuflucht nehmen.

Namentlich das Fernrohr der Vicks-Sternwarte hat die Probe der Leistungsfähigkeit bereits gut bestanden; am 9. September 1892 entdeckte Barnard mit demselben den sog. fünften Jupitermond, einen außerordentlich kleinen Weltkörper, der als ein Stündchen 13. Größe ohne jeden wahrnehmbaren Durchmesser erscheint. Während die seit langer Zeit bekannten vier größeren Monde des Jupiter, des größten und massigsten Planeten, der um die Sonne kreist, selbst in jedem kleineren Fernrohr deutlich zu erkennen sind, ist dieser nun entdeckte kleine Mond sogar in den lichtstärksten Riesensfernrohren nur sehr schwer zu sehen; denn in seiner größten Entfernung vom Jupiter sieht er noch nicht um einen Durchmesser der Jupiterscheibe von diesem ab, so daß sein Licht von dem seines Hauptkörpers überstrahlt wird. Infolge dessen sind Beobachtungen dieses Gestirns, aus welchen seine Bahn um den Jupiter abgeleitet werden muß, bei weitem schwieriger, als die der größeren Trabanten und überhaupt der meisten bekannten Monde der Planeten. Nichts desto weniger liegen aus den Jahren 1892 bis 1895 eine ganze Reihe von Messungen der Stellung dieses Mondes von Professor Barnard und aus den Jahren 1893 bis 1895 von Professor Struve, der den kleinen Mond mit dem großen Fernrohr in Pulkowa beobachtet hat, vor. Inzwischen ist der Jupiter in ungünstigere Stellungen für die Beobachtung gerückt; er hat sich weiter von der Sonne und von uns entfernt und wird im nächsten Jahre seine größte Entfernung von der Sonne erreichen; es sind somit neue Beobachtungen über die Stellung des kleinen Mondes erst wieder in einigen Jahren zu erwarten. Daher war es eine dankenswerthe Arbeit des Herrn Friz Cohn, die bis jetzt vorhandenen Beobachtungen zu einer genaueren Bestimmung der Bahn des fünften Jupitermondes zu verwenden.

Nach Cohn's Berechnungen, die vor kurzem in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht wurden, legt der kleine Mond seine Bahn um den Planeten in 12 Stunden zurück. Die Bahn selbst, eine Ellipse, wie die aller Planeten um die Sonne und die aller Monde um ihre Planeten, unterscheidet sich außerordentlich wenig von einem Kreise; der kleine Halbmesser der Ellipse ist nur um ein Tausendstel kleiner, als der große Halbmesser. Was aber an der Bahn besonders merkwürdig ist, ist die außerordentlich rasche Aenderung ihrer Lage. Auch die Bahn unseres Mondes behält ja nicht ihre Lage zur Erde unverändert bei, sondern

der Punkt, in welchem der Mond während eines Umlaufs der Erde am nächsten steht, das sog. Perigäum, rückt von Jahr zu Jahr etwas fort; immerhin sind beinahe neun Jahre erforderlich, ehe dieser Punkt einmal um die Erde herumgekommen ist. Anders bei dem fünften Jupitermond; das Perijovium, das ist der dem Jupitermittelpunkt nächste Punkt der Trabantenbahn, geht im Laufe eines Jahres zwei und ein halb mal um den Jupiter herum. Die Ursache dieser schnellen Bahnänderung ist in der stark abgeplatteten Gestalt des Planeten zu suchen; bei der Erde beträgt die Abplattung etwa  $\frac{1}{300}$ , d. h. die Erdoberfläche ist um den dreihundertsten Theil kleiner, als der Durchmesser des Äquators, und dementsprechend haben wir eine langsame Aenderung in der Lage unserer Mondbahn zu verzeichnen. Die früheren von Bessel, Airy u. a. ausgeführten direkten Messungen der Durchmesser des Jupiter ergaben für diesen Planeten die enorme Abplattung von  $\frac{1}{16}$  bis  $\frac{1}{17}$ , so daß man eine schnelle Bahnänderung des fünften Mondes erwarten mußte; aus den Beobachtungen ergibt sich eine noch schnellere Aenderung der Bahn, so daß aus derselben eine Abplattung von  $\frac{1}{15}$  berechnet wurde. In der That erscheint der Jupiter im Fernrohr auch durchaus nicht als kreisförmige Scheibe, sondern zeigt deutlich auch dem Auge eine starke Abplattung.

Die genaue Bestimmung dieser Abplattung ist von wesentlicher Bedeutung für die Vorstellung, die wir uns von der Konstitution der Materie zu machen haben, die diesen ungeheuren Körper bildet. Zwar ist er gegen die Sonne nur ein ganz unbedeutender Zwerg; aber von allen Planetenkindern, die ihre glänzende Mutter umkreisen, ist er das gewaltigste; die Erde übertrifft er 1300 Mal an Ausdehnung. Freilich ist die in diesem ungeheuren Raume befindliche Masse nur etwa das 800fache der Masse der Erde; der Stoff, der den Jupiter bildet, ist daher viel lockerer, viel looser angeordnet, als derjenige, aus dem der von uns bewohnte Weltkörper besteht. Vermuthlich besitzt der Jupiter auch noch etwas eigenes Licht, so daß er in manchen Beziehungen mit der Sonne vergleichbar ist und für seine Monde einen ähnlichen Zentralkörper bildet, wie die Sonne für die Planeten. Eine lähne Phantasie könnte sich auf dem ihm am nächsten stehenden Monde, eben dem kleinsten fünften, wo seine leuchtende und wärmende Kraft noch ziemlich stark sein muß, ähnliche Lebensbedingungen ausmalen, wie sie hier auf der Erde unter dem Einfluß der Sonne herrschen, so daß die Riesenfernröhre uns vielleicht Kunde gegeben haben von einer Welt, wo uns verwandte, vernünftige Wesen die Natur zu beherrschen gelernt haben.

Doch das sind müßige Spekulationen, über die wir nichts entscheiden können; die Abplattung des Jupiters dagegen ist eine reale Thatsache, deren genaue Bestimmung in mancher Beziehung von wissenschaftlichem Interesse ist. Sie würde die Wirkungsweise des Jupiter auf andere Weltkörper wesentlich mit bestimmen. Diese Wirkung hat sich mehrfach bei Kometen, die diesem Planeten zu nahe kamen, fühlbar gemacht. So wurde im Jahre 1770 der Verell'sche Komet durch den Einfluß des Jupiter vollständig aus seiner Bahn herausgeworfen; auch der kleine periodische Komet von Brooks kam vor elf Jahren (1886) dem Jupiter so nahe, wie der fünfte Mond, und erlitt daher eine erhebliche Störung in seiner Bahn. Für die Berechnung derselben, also z. B. auch für die Erledigung der Frage, ob dieser Komet mit dem oben erwähnten Verell'schen identisch ist, ist die genaue Ermittelung der Jupiterabplattung wichtig. Deshalb ist bei der Wiedernäherung des Jupiter eine sorgfältige Beobachtung des fünften Mondes erforderlich, eine Aufgabe, die nur mit Riesenfernröhren gelöst werden kann. — Bt.

### Kleines Feuilleton.

— Herr Johannes Miquel und das Jahr 1848. Im Jahre 1848 studirte Miquel in Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften und nahm mit Feuereifer an der politischen Bewegung jener Tage theil, natürlich von sehr radikalen Ideen erfüllt, wie die große Mehrzahl der damaligen Jugend. Er und seine Freunde hielten in Volks- und Studenten-Versammlungen begeisterte Reden, gründeten Vereine und schrieben Flugblätter. Natürlich erfüllte der schleppende Fortgang der Verfassungsarbeit in der Paulskirche die jungen Himmelsstürmer in Heidelberg mit äußerstem Mißtrauen und sie hielten daher Rath, was zu thun sei. Auch Gottfried Keller, der damals in Heidelberg studirte, betheiligte sich an diesem weisen Rathe und den folgenden Ereignissen. Unserordentliche Zeiten erfordern natürlich außerordentliche Mittel, und so bestieg denn am Morgen nach diesem Kriegsrathe ein nicht unerheblicher Theil der in Heidelberg sich Studirens halber aufhaltenden Jugend, mit Schlägern und anderen, den Gang der Weltgeschichte beschleunigenden Waffen versehen, den Bahnzug nach Frankfurt, um in der Paulskirche reine Wirklichkeit zu machen und dort dem souveränen Volkswillen zum endlichen Durchbruche zu verhelfen. Der größte Tag der deutschen Geschichte, nach hinten und vorne gesehen, war angebrochen und sollte sich heute vollenden. Leider war es unerträglich heiß. In Darmstadt wurden die Wagen, in denen die thätendurstigen — aber auch sonst sehr durstigen — Heidelberger Musensöhne ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung entgegenzuführen, auf ein todes Geleis geschoben und fest verschlossen. Durch die damals elend kleinen Fenster hätte kein Kind entkommen können. Der Frankfurter Zug fuhr ab, ohne die Wagen der Heidelberger mitzunehmen. Vermuthlich war er zu schwer belastet gewesen und hatte sich getheilt —

so dachten die Musensöhne. Aber nichts deutete auf ihre Weiterbeförderung. Vielmehr wurde, wie zum Hohne der durstigen Gefangenen, eine kleine Pyramide gefüllter Bierfässer vor ihnen aufgestellt, leider aber nicht ein einziger Schoppen verzapft. Gleichzeitig fanden sich zu beiden Seiten der Wagen auf dem todtten Strang auch ansehnliche Schaaren der volkshenkeiligen Soldateska von Hessen-Darmstadt ein, die sich obendrein an den Bier- und Zorneskrufen der Musensöhne weidlich zu ergötzen schienen. Schließlich trat ein höherer Offizier oder Diplomat Darmhessens vor, eröffnete den Gefangenen kalksinnig, ihr herrliches Vorhaben sei verathen, und schlug ihnen eine ehrenvolle Kapitulation vor: die aufgefahrenen Bierfässer sollten ihnen auf Gnade und Ungnade preisgegeben, das deutsche Parlament und die deutsche Einheit dagegen heute noch sich selbst überlassen werden, der Studio von Heidelberg dagegen, nach Stillung seines Durstes, mämmiglich zur alma mater am Neckar zurückkehren. Der im Innern der Wagen abgehaltene Kriegsrath war kurz, erbaulich und einmüthig. Die Thüren wurden geöffnet, die Fässer ausgetrunken, und dann die Heimfahrt auf Kosten des um die Ruhe Deutschlands so hochverdienten Darmhessens angetreten. — Solches erzählt Hans Blum in seiner „Deutschen Revolution“, von seinem einstigen Parteigenossen, dem jetzigen Finanzminister u. s. w. Wie herrlich ist es doch um einen „Sünder“, der Buße gethan! —

### Theater.

— Die Schicksale der „Kameliendame“. Alexander Dumas d. J. erzählt: „Ich verfaßte das Stück mit der Uebersetzung, daß die Zensur es nie passiren lassen werde. Ich übergab es meinem Vater, der damals beim Théâtre Historique allmächtig war. Vierzehn Tage darauf mußte das Theater schließen. Ich brachte das Stück dem Direktor des Chatelet-Theaters Hofstein. Er gab es mir ohne Bemerkung zurück. Ich bot es dem Gymnase an, das eben die „Manon Lescaut“ spielte und nicht zwei Stücke desselben Genres geben wollte. Paul Ernest nahm es für das Vaudeville an und gerieth unmittelbar darauf in Konkurs. Man sagte, daß das Stück Unglück brächte. Ich las es der Dejazet für ihr Theater vor; sie erklärte, sie sei zu alt, um es zu spielen. Ich schickte es Lecourt, der das Vaudeville übernommen hatte; acht Tage darauf fand ich das Stück bei meinem Portier, dem es mit dem mündlichen Auftrag abgegeben war: es sei unbrauchbar. Ich war entschlossen, mich überhaupt nicht mehr mit dem Drama zu beschäftigen. Da begegnete mir Bouffé, der mir sagte, er habe gehört, daß ich ein nettes Stück gemacht hätte. Ich solle es ihm ausgeben, bis er eines Tages Theaterdirektor sein werde. Ich versprach es, und so wurde mein Stück gespielt, nachdem ich dann noch ein Jahr mit der Zensur gekämpft hatte. Als ich den Zensur fragte, was die Ursache des Verbotes sei, erwiderte er: Es ist ein Dienst, den wir Ihnen erweisen, das Stück würde den zweiten Akt nicht überleben.“

— Insgesamt 48 000 M. Jahresgage bei achtmonatlicher Thätigkeit soll der jüngst an die königl. Oper engagirte Herr Ernst Kraus beziehen. Das Engagement ist auf zwölf Jahre abgeschlossen. —

### Musik.

— or. Opernhaus. Wagner's „Nibelungenring“. 2. Abend: „Siegfried“. Die erschöpfenden tragischen Gewitter des gesamten Wagner'schen Nibelungen-Tondramas durchbricht nur einmal der leuchtende Glanz urwüthiger Daseinsfreude und der würzige Duft heimathlicher Romantik: Im „Siegfried“. In dem jungen Helden, (den die schrankenlose Freiheit des Waldes erzieht, der sich mit stählernem Arm sein, Wotan's göttlichen Speer zerschmetterndes Schwert schmiedet und in naiver Furchtlosigkeit den Lindwurm tödtet, der in der Hölle des geheimnißreichen Waldwebens Zwiesprache mit dem Waldbögelein hält, der aus den Abenteuerern seines unbändigen Ackenthums endlich den Weg zur leidenschaftlichsten Liebe findet — in Jung-Siegfried hat Wagner ein Schönheitsideal geschaffen, das durch den feurigen Schwung begeisterter Phantasie einen Gipfelpunkt nationaler musikalischer Poesie bildet. In den Schmiedeszenen des ersten und im Märchenwaldbilde des zweiten Aktes offenbart sich in der Verbindung mit einer höchst malerischen Sinnesauffassung eine solche Fülle orchesterlicher Ausdrucksvermögens und seiner Klangentdeckungen, daß die charakteristischen Illusionen eines echt poetischen Realismus stets lebendig fortwirken. Auf dem Höhepunkte, dem die ganze innere Triebkraft des Tondramas zudrängt, im Liebesduette Siegfried's mit der, durch seinen Ruh aus tiefem Schlafe erweckten Brünhilde, verjagt der schmerzliche Mangel Wagner's, die fehlende Kraft der sinnlich-gefunden melodischen Einfundung und naiven Ursprünglichkeit, die ersehnte Wirkung. Alles ist da in orchesterlicher Bedeutsamkeit und unsehbarer Effektkennntnis ausgeführt, aber die Empfindungen, welche Menschen nur in süßer, schwärmerischer Melodist zu künden vermögen, greifen bei Wagner bloß zu einer Art melodischen Kontrapunkts, und für die heißen Steigerungen des Liebesaffekts findet er schließlich nur jenes ekstatische Geschrei, welches der mittheilslose Feind des Gesanges und der Kunst ist. — Als eigenstes Produkt der Bayreuther Singhule stellte sich der diesmalige Siegfried, Herr Burgstaller, vor. Eine hohe, jugendlich elastische Bühnenercheinung, mit einem Kopfe von nur geringem mimischen Ausdrucksvermögen, mit Geberden, die für tief innere Erregungen keine Sprache haben und nur im Ungestüm der Krafnatur Siegfried's lebendig werden — das

